

(Nachdruck verboten.)

77]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Marja Pawlowna wurde von der Frage hingerissen, da sie über ihr Lieblingsthema sprach.

„Aber was soll ich thun?“ fragte Rechljudow.

„Ich denke, Sie müssen es ihr sagen. Immer besser, daß alles klar ist. Sprechen Sie mit ihr, ich rufe sie. Wollen Sie?“ sagte Marja Pawlowna.

„Bitte,“ sagte Rechljudow, und Marja Pawlowna ging hinaus.

Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich Rechljudows, als er in der kleinen Zelle allein blieb und den leisen, selten von Gestöhn unterbrochenen Atem Wjera Jefremownas und das ununterbrochen hinter beiden Thüren ertönende Getöse der Sträflinge hörte.

Was Simonson ihm gesagt hatte, machte ihn frei von der übernommenen Verpflichtung, die ihm in Augenblicken der Schwäche schwer und schrecklich schien, und dabei war ihm nicht nur angenehm, sondern sogar weh zu Mute. In diesem Gefühl lag auch das, daß Simonsons Antrag in seinen Augen und in denen fremder Leute den Preis des Opfers, das er brachte, verringerte: wenn ein Mensch, und zwar ein so guter, durch nichts an sie gebundener, sein Schicksal mit dem ihrigen zu vereinen wünschte, so war sein Opfer schon nicht mehr so bedeutend. Vielleicht war auch einfach ein Gefühl der Eifersucht im Spiel: er war so an ihre Liebe zu ihm gewöhnt, daß er es nicht zugeben konnte, daß sie einen anderen liebte. Es lag darin ferner auch die Zerstörung des einmal festgestellten Planes: bei ihr zu leben, so lange sie die Strafe verbüßte. Wenn sie Simonson heiratete, wurde seine Gegenwart unnötig, und er mußte sich einen neuen Lebensplan zusammenstellen. Er hatte noch nicht mit seinen Gefühlen ins Reine zu kommen vermocht, als ein verstärktes Stimmengetöse der Sträflinge in die geöffnete Thür drang (bei ihnen war heute etwas Besonderes los) und Katsjuscha in die Zelle trat.

Sie trat mit schnellen Schritten an ihn heran.

„Marja Pawlowna hat mich geschickt,“ sagte sie, nachdem sie sich dicht neben ihn gestellt.

„Ja, ich muß Sie sprechen. Sehen Sie sich, Wladimir Swanowitsch hat mit mir gesprochen.“

Sie sah da, hatte die Hände auf dem Schoß gefaltet und schien ruhig; aber sowie Rechljudow den Namen Simonson aussprach, wurde sie purpurrot.

„Was hat er Ihnen denn gesagt?“ fragte sie.

„Er hat mir gesagt, daß er Sie heiraten will.“

Ihr Gesicht schrumpfte plötzlich zusammen und drückte Leiden aus, aber sie sagte nichts und wandte nur die Augen ab.

„Er hat um meine Zustimmung oder meinen Rat gebieten. Ich habe gesagt, daß alles von Ihnen abhängt, daß Sie die Entscheidung treffen müssen.“

„Ach, was ist das? Warum?“ brachte sie heraus und blickte mit dem sonderbaren, stets besonders stark auf Rechljudow wirkenden, schielenden Blick in seine Augen. Einige Sekunden schauten sie einander schweigend in die Augen. Und dieser Blick sagte dem einen und dem andern viel.

„Sie müssen entscheiden,“ wiederholte Rechljudow.

„Was soll ich entscheiden?“ sagte sie. „Es ist ja längst alles entschieden. Nein, Sie müssen entscheiden: nehmen Sie das Anerbieten Wladimir Swanowitschs an?“ fuhr sie fort, die Stirn runzelnd.

„Ja, aber wenn nun die Vergewaltigung erfolgt?“ sagte Rechljudow.

„Ach, lassen Sie mich. Es ist nichts mehr zu reden,“ sagte sie, stand auf und ging aus der Zelle.

Achtzehntes Kapitel.

Als Rechljudow hinter Katsjuscha in die Männerzelle zurückkehrte, waren dort alle in großer Erregung. Rabatow, der überall herum ging, mit allen in Verkehr trat, alles beachtete, hatte eine Nachricht gebracht, die alle überraschte.

Die Nachricht bestand darin, daß er an der Wand einen Zettel gefunden hatte, der von dem zu Zwangsarbeit verurteilten politischen Verbrecher Petlin geschrieben war. Alle nahmen an, daß Petlin schon längst in Kara sei, und nur erwies sich plötzlich, daß er erst unlängst auf demselben Wege allein mit gewöhnlichen Verbrechern vorübergezogen war.

„Am 17. August,“ hieß es auf dem Zettel. „wurde ich allein mit gewöhnlichen Verbrechern expediert. Newjerow war bei mir, der hat sich in Kara im Zellenhause aufgehängt. Ich bin gesund und mutig und hoffe alles Gute.“

Alle erörterten die Lage Petlins und die Ursachen von Newjerows Selbstmord. Krylow aber schwieg mit gespanntem Ausdruck und blickte mit starren, glänzenden Augen vor sich hin.

„Mein Mann hat mir gesagt, daß Newjerow schon früher Erscheinungen gehabt hat,“ sagte die Ranzewa.

„Ja, ein Poet und Phantast, solche Leute halten die Einzelhaft nicht aus,“ sagte Rowodworow; „wenn ich in Einzelhaft geraten bin, habe ich meiner Einbildungskraft nicht gestattet zu arbeiten, und meine Zeit auf die aller-systematischste Weise eingeteilt. Dadurch habe ich es auch immer gut ertragen.“

„Was ist dabei zu ertragen? Ich bin oft einfach froh gewesen, wenn man mich einsperrte,“ sagte Rabatow in mutigem Ton, offenbar im Wunsche, die finstere Stimmung zu verschonen. „So hat man alles zu befürchten; daß man selbst hineinfällt, daß man andre hineinlegt und die Sache verdirbt; sobald man aber sieht, hat die Verantwortung ein Ende, und man kann ausruhen. Da sieht man eben und trinkt ab und zu einen.“

„Hast Du ihn näher gekannt?“ fragte Marja Pawlowna, mit einem unruhigen Blick auf das plötzlich veränderte, eingefallene Gesicht Krylows.

„Newjerow ein Phantast?“ begann plötzlich Krylow, schwer atmend, als wenn er lange geschrien oder gesungen hätte, und hustete plötzlich stark, indem er ganz rot wurde; dabei stürzte Blut aus seinem Munde.

Rabatow lief hin, um Schnee zu holen. Marja Pawlowna holte Baldriantropfen hervor und bot sie ihm an; er aber schloß die Augen, stieß sie mit seiner weißen, abgemagerten Hand zurück und atmete schwer und schnell. Als der Schnee und kaltes Wasser ihn etwas beruhigt hatten, und er für die Nacht gebettet worden war, verabschiedete Rechljudow sich von allen und ging mit dem Unteroffizier, der gekommen war, um ihn zu holen, und der schon lange auf ihn wartete, zum Ausgang.

Die gewöhnlichen Gefangenen waren jetzt still geworden, und die Mehrzahl schlief. Trotzdem sie in den Zellen auf Pritschen und darunter und in den Durchgängen lagen, hatten nicht alle Platz finden können, und ein Teil von ihnen lag auf dem Fußboden im Korridor, die Köpfe auf die Reisefüße gebettet und mit den nassen Sträflingsröden bedeckt.

Aus den Zellenthüren und im Korridor ertönten Geschnarch, Stöhnen und schläfriges Gespräch. Ueberall waren dicke Mäuel menschlicher Gestalten sichtbar, die mit Köden bedeckt waren. Nur in dem Raum für ledige gewöhnliche Verbrecher schliefen einige Leute nicht; sie saßen in einer Ecke um einen Lichtstumpf, den sie beim Anblick des Soldaten auslöschten. Die verpestete Luft des Raumes für die politischen Sträflinge erschien rein im Vergleich mit dem schwülen Gestank, der hier herrschte. Die blinkende Lampe war wie durch Nebel hindurch sichtbar, und es war schwer zu atmen. Um im Korridor vorwärts zu schreiten, ohne mit dem Fuß auf einen der Schläfer zu treten oder ihn anzustoßen, mußte man sich vorher einen leeren Platz ausersuchen und, nachdem man auf ihn einen Fuß gesetzt, Platz für den andern ausfindig machen. Drei Menschen, die offenbar auch im Korridor keinen Platz gefunden hatten, lagen im Vorraum unmittelbar neben dem stinkenden Abortkübel. Einer von diesen Leuten war ein Zersinniger — ein Greis, den Rechljudow oft auf dem Marsch gesehen hatte. Der zweite war ein zehnjähriger Knabe; er lag zwischen zwei Sträflingen, hatte die Hand unter die Wange gelegt und schlief auf dem Fuß des einen von ihnen.

Als Rechljudow aus dem Thor hinaus trat, blieb er stehen und atmete, mit aller Lungenkraft die Brust dehnend, lange die Frostluft ein.

Draußen war es sternklar. Rechljudow lehrte auf dem gefrorenen, nur hier und da noch sich durchdrängenden Schmutz in seine Herberge zurück und klopfte an das dunkle Fenster. Ein breitschultriger Arbeiter öffnete ihm barsch die Thür und ließ ihn in den Flur. Aus dem Flur ertönte rechts das laute Schnarchen von Fuhrleuten in der Rauchhütte; vorn vor der Thür auf dem Hof hörte man das Gaserfaunen einer großen Menge Pferde. Links führte eine Thür in die Gaststube. In der Gaststube roch es nach Bernut und Schweiß, hinter einem Verschlag ertönte gleichmäßiges schlürfendes Schnarchen aus mächtigen Lungen, und in rotem Glase brannte ein Lämpchen vor dem Heiligenbilde. Rechljudow entkleidete sich, breitete auf dem Wachstuchsofa sein Plaid und sein ledernes Kissen aus und legte sich hin, indem er alles, was er am heutigen Tage gesehen und gehört hatte, noch einmal in Gedanken durchging.

Trotz der unerwarteten und wichtigen Unterhaltung heute abend mit Simonson und Stajuscha blieb er bei diesem Ereignis nicht stehen; sein Verhältnis dazu war allzu kompliziert und gleichzeitig unbestimmt, und deshalb verschendete er die Gedanken hieran von sich. Aber um so lebhafter erinnerte er sich an das ungeheuerliche Bild dieser Unglücklichen, die in der erstickenden Luft schwer atmeten, und besonders wollte ihm der Knabe mit dem unschuldigen Gesicht, der auf dem Fuß eines Zwangsarbeiters schlief, nicht aus dem Kopfe.

Als Rechljudow erwachte, waren die Fuhrleute schon längst fortgefahren, die Wirtin trank Tee, rieb mit einem Tuch den dicken schweißigen Hals ab und kam, um zu melden, daß ein Stationsoldat einen Brief gebracht hätte. Dieser Brief war von Marja Pawlowna. Sie schrieb, die Anfälle Kryzows seien ernster, als sie geglaubt hätten. „Eine Zeitlang wollten wir ihn zurücklassen und bei ihm bleiben, aber das erlaubte man nicht, und so nehmen wir ihn mit, befürchten aber das Schlimmste. Bemühen Sie sich, es in der Stadt so einzurichten, daß, wenn man ihn zurückläßt, jemand von uns bei ihm bleibt. Wenn dazu nötig ist, daß ich ihn heirate, so bin ich selbstverständlich dazu bereit.“

Rechljudow schickte den Kleinen nach Pferden auf die Station und begann schleunigst zu packen. Er hatte noch nicht das zweite Glas Tee getrunken, als eine Troika zum Umklappen, mit dem Glöckchen läufend und mit den Rädern auf dem gefrorenen Schmutz wie auf Pflaster rasselnd, an die Treppe heranfuhr. Rechljudow bezahlte der dickhaltigen Wirtin seine Schuld, trat schleunigst hinaus, nahm auf dem Quersitz des Reisewagens Platz und befahl, so schnell wie möglich zu fahren, da er den Zug wieder einholen wollte. Unweit der Thore am Zaun holte er wirklich die Wagen ein, die mit dem Gepäck und mit den Kranken beladen waren und auf dem gefrorenen Schmutz rasselten, der anfangs weich zu werden. Der Offizier war nicht da — er war vorausgefahren. Die Soldaten hatten augenscheinlich getrunken und gingen fröhlich schwach hinter auf beiden Seiten des Wegs. Es waren viele Wagen. Auf den vordern saßen dicht gedrängt sechs Mann schwacher, gewöhnlicher Gefangener, auf den drei hinteren fuhren je drei politische Gefangene mit Bauernpferden. Im allerletzten Wagen saßen Nowodworow, die Grabez und Kondratjew, auf dem zweiten die Kanjewa, Rabatow und die schwache Frau mit Rheumatismus, der Marja Pawlowna ihren Platz abgetreten hatte. Auf dem dritten lag auf Heu und Kissen Kryzow. Auf dem Aufsitzer neben ihm saß Marja Pawlowna. Rechljudow ließ den Fuhrmann bei Kryzow halten und trat zu ihm. Der angegriffene Eskortesoldat schwenkte die Hand gegen Rechljudow, aber Rechljudow trat, ohne ihn zu beachten, zum Wagen und ging neben ihm, indem er sich an der Wagenstange hielt. Kryzow erschien im Schaspezl und in der Lammfellnütze mit einem um den Mund gebundenen Tuch noch magerer und blässer. Seine schönen Augen schienen besonders groß und glänzend. Von den Stößen, die der Wagen verursachte, schwach hin und her geschaukelt, schaute er Rechljudow unverwandt an und schloß auf die Frage nach seinem Befinden nur die Augen und schüttelte ärgerlich den Kopf. Seine ganze Energie ging anscheinend im Ertragen der Stöße des Wagens auf. Marja Pawlowna saß auf der anderen Seite des Wagens. Sie wechselte mit Rechljudow einen bedeutamen Blick, der ihre ganze Unruhe wegen Kryzows Lage ausdrückte, und begann dann sofort in fröhlichem Ton zu reden.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Pariser Weltausstellung.

(Das Maschinentwesen.)

Von Franz Boas = Wiesbaden.

Einhunderttausend Maschinen oder vielleicht noch mehr mögen sich auf der Ausstellung befinden, und viele werden mit vollem Recht von Fachmännern und Nicht-Fachmännern angestaunt und bewundert — aber unter ihnen allen ist auch nicht eine einzige Maschine, die wirklich neu ist. Andre Ausstellungen haben solche wirklich neue Maschinen gebracht, wie z. B. den Gas- und den Elektromotor, den Pulsometer, die Schnellpresse, das Fahrrad — aber diesmal ist nichts Derartiges da; kein neuer Motor, keine neue Arbeitsmaschine; alles schon dagewesen. Auch was äußerlich neu erscheint, ist nichts anderes, als eine geschickte neue Gruppierung längst bekannter Maschinenelemente oder aber die Ausführung bekannter Maschinen ins ungeheuer Große oder ins ungewohnt Kleine. Ramentlich das Große spielt seine Rolle. Es ist, als ob sich ein neues Geschlecht von Cyclopen und Titanen auf den Bau von Maschinen verlegt und sie hier ausgestellt hätte! Ins Ungemeinere gehen die Dampfmaschinen und die dazu gehörigen Dampfkessel, und Schwungräder sieht man und hört man sich drehen, die sich haushoch zu den Dächern der Maschinenhallen erheben.

Die meisten von all den großen Maschinen, die hier Dampf erzeugen oder in Kraft umsetzen, dienen auch hier auf der Ausstellung schon bestimmten, wirtschaftlichen Zwecken; sie sind Ausstellungsgegenstände, die sich gleichzeitig im Betriebe befinden, um der Ausstellung die gewaltige Menge von Kraft zu liefern, der sie bedarf, um sich überhaupt sehen lassen zu können. Man spanne einmahl hunderttausend Pferde an eine und dieselbe Deichsel, man lege dann einen Wad auf den Wagen, der eine halbe Million Zentner wiegt, und lasse anziehen — das ist dann etwa die gleiche Kraft, wie sie sich die Ausstellungsdirektoren im voraus als nötig ausrechneten und die nachher — doch nicht zulange. Fast die volle Gesamtheit dieser Kraft sollte zur Beschaffung von Licht dienen, denn wenn bei weitem auch nicht die ganze Beleuchtung elektrisch sein sollte, so waren doch viele hunderttausend elektrische Lichter neben den unzähligen Gasflammen vorgezogen.

Es war nun überraschend, was sich sehr bald zeigte, nämlich, daß sowohl die Franzosen — die es im eigenen Lande doch am bequemsten gehabt hätten —, als auch die Engländer — von denen man unweilich immer meint, sie beachteten es als ihre Spezialität, unglaublich große Maschinen auszuführen — daß beide Nationen sich außer stande zeigten, die hier notwendigen großen Dampfmaschinen rechtzeitig zu liefern. Erst dadurch, daß sich 36 französische Maschinenfabriken mit 6 deutschen Firmen zusammethaten, war die erforderliche Dampfkraft der Ausstellung gesichert. Von England traten dann noch weitere 6 Firmen hinzu, die aber nur unwesentliches an Kraft beitrugen. Insgesamt lieferten 9 Länder Dampfmaschinen, nämlich Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Belgien, Oestreich, Italien, die Schweiz, Ungarn und die Niederlande. Von den erforderlichen 30 000 Pferdekraften stellte Frankreich 12 000 und Deutschland 6 000, letzteres also den fünften Teil der Gesamtheit und mehr als das Doppelte von dem, was jede der übrigen Nationen stellte. Dabei aber ist es bemerkenswert, daß Deutschland nur hervorragend große Maschinen stellte, keine unter 1000 Pferdekraften; während Großbritannien bis zu durchschnittlich 300 Pferdekraften hinunterging. Dieses Verhältnis giebt einen deutlichen Bins über die Leistungsfähigkeit im Maschinenbau; viel Neues ist darin eben nicht mehr zu leisten; so entscheidet heute die Größe und Massenhaftigkeit, und es wird damit nicht nur die Kraft und Leistungsfähigkeit dieser oder jener Werke, sondern die ganze innere Kraft und wirtschaftliche Stärke einer Nation dargethan.

Deutschland ist auf diese Weise ganz vorzüglich auf der Ausstellung vertreten. Wie das Verhältnis der einzelnen Länder zu einander bezüglich der Kraftleistung für die Ausstellung ist, wird ja dem Besucher nicht ersichtlich. Dieser sieht aber in den Hallen der Ausstellung die ungeheuren Massen von Eisen und Stahl aufgebaut, steht riesenhafte Schwungräder sich bewegen und vergleicht alles unwillkürlich mit den kleineren Wagen, die ihm drüben, in andren Abteilungen gezeigt werden: sein Urteil ist damit unbewußt und doch sicher gemacht, Deutschland hat die Führung.

Man muß aber auch wirklich diese Ungetüme von Dampfmaschinen gesehen haben, um es für möglich zu halten, daß dergleichen Maschinen gebaut und betrieben werden. An erster Stelle steht hierin die Maschinenbau-Gesellschaft, zu der sich die beiden großen Maschinenfabriken Augsburg und Nürnberg zu einer einzigen Firma vereinigt haben; diese Firma hat nicht weniger als vier große Dampfmaschinen gestellt, von denen die größte 2000 Pferdekraften stark ist. In drei Stockwerken erhebt sich diese Maschine mit ihren drei großen Dampfzylindern fast bis an den First der Maschinenhalle. Wie eine Festung aus Eisen und Stahl steht sie da und fesselt unwillkürlich Auge und Sinn eines jeden, der vom Dampf nur gerade so viel weiß, daß er sehr heiß ist und Maschinen treibt. Eine Viertelmillion Kilo wiegt die Maschine; je 20 000 Kilo wiegen allein die beiden Schwungräder, so daß sie allein schon zwei normale Eisenbahnwagen zu ihrer Verladung gebrauchen. Die gesamte Maschine aber würde

25 solcher Wagen, also einen vollen Extrazug für sich brauchen. Wahrscheinlich, das sind Zahlen, die auch dem Fachmanne Respekt einflößen. Gern soll jedoch zugegeben werden, daß noch ein andres Land auf solche Weise durch die Großartigkeit seiner Maschinen sichtlich zu seinen Gunsten wirkt, und zwar ist dies die Schweiz, die durch eine Züricher Firma auf das glücklichste vertreten ist. Auch diese Maschine ist für die Lieferung von elektrischem Licht eifrig thätig, ohne daß jedoch der volle Bedarf an Licht gedeckt werden konnte. Ein wunder Punkt der Ausstellung war es von Anfang an und ist es eben noch heute, daß sich Bedarf an Kraft und Leistungsfähigkeit nicht so recht bedenken. Es scheint, daß sich die Ingenieure der Ausstellung von vornherein etwas verrechnet haben.

Eine Folge davon ist es leider auch, daß so sehr wenige der vielen Arbeitsmaschinen der Ausstellung im Betriebe zu sehen sind; es mangelt an der nötigen Betriebskraft, wenigstens dort, wo die Aussteller nicht für die Beschaffung besonderer Kraft gesorgt haben. So ist die große Halle an der Westfront des Hauptausstellungsgebäudes, unweit der Avenue Saffran und in der unmittelbaren Nachbarschaft des „Epatenbräu“, bisher ohne Betrieb gewesen, und doch würde es sich wahrhaftig gelohnt haben, daß gerade die Maschine dieser Halle recht bald in Betrieb gekommen wäre, denn diese Halle ist ein Ergänzungsbau, der ausschließlich für deutsche Maschinenfabrikanten bestimmt ist. Fast alle Gebiete des Maschinenbaus sind hier vertreten. Näh- und Stidmaschinen, Pressen und Pumpen, Hobel- und sonstige Holzbearbeitungs-Maschinen, Stanzwerke und Wschpressen, Walzenstühle, Nistapparate, Centrifugen, Waschenmühlen, Ainetmaschinen, Kalander, Maschinen zur Verarbeitung von allem und jedem Material, Leder, Papier, Pappe, Cellulose, Zeug und Milch; Maschinen zur Herstellung von Knöpfen und Rindhölzchen — kurz, kaum ein Gebiet des maschinellen Gewerbes giebt es, das hier nicht seine Vertretung gefunden hat. Die Halle, die all diese Maschinen in sich aufgenommen hat, ist ein umfangreiches Gebäude, in zwei Stockwerken und dreischiffig ganz aus Eisen und Glas gebaut, luftig, hell und übersichtlich, dabei zweckentsprechend ausgestattet, nur freilich ein wenig abseits und doch wieder nicht ungünstig gelegen. Denn es liegt, wie schon gesagt, unweit der Bierhalle, die Gabriel Sedlmayer aus München für sein „Epatenbräu“ hier errichten ließ. Wer aber den Weg zu einem Schoppen „Epatenbräu“ findet — und das sind ihrer doch recht viele! — dem kann auch die deutsche Maschinenhalle nicht entgehen, und wer es umgekehrt macht, der findet im „Epatenbräu“ seine Belohnung.

Die Ausstellung ist bekanntlich so angelegt, daß in der Hauptsache Gleichartiges ohne Rücksicht auf die Herkunft neben einander gruppiert worden ist. Somit ist es leicht, sich alsbald von den Maschinen deutscher Herkunft zu denjenigen aus andern Ländern zu begeben, um einen Vergleich anzustellen. Es kam dies getroff geschähen, denn nirgendwo wird Deutschland übertroffen, selbst von Frankreich nicht, das doch in so großer und überwiegender Masse ausgeföhrt hat. Worin dies Land vielleicht andern Ländern, selbst was den Maschinenbau betrifft, ein wenig voraus ist, das ist die gewöhnliche Art, in der sich eine französische Maschine präsentiert. Im übrigen darf man den Franzosen ein besonderes Geschick, den landwirtschaftlichen Maschinenbau zu pflegen, nicht abstreiten. Auch Deutschland ist gerade hierin recht glücklich vertreten, aber es macht immerhin den Eindruck, als baute man hier nur Maschinen für die Mittergüter Ostelbiens, während die Franzosen es an ihren Maschinen deutlich zeigen, daß sie es wohl verstehen, auch für den kleinsten Bauer eine geeignete Maschine zu bauen; bis auf die Obstbör-Apparate hinunter entwickeln sie auch auf diesem Felde die Gabe glücklichster Kombination.

Nur ein einziger Gedanke der heutigen Techniker ist wirklich neu, und gerade er fand auf der Weltausstellung keine oder doch keine genügende Darstellung, der Gedanke nämlich, aus Elektrizität Gas zu machen. In der That ist das Acetylen so gut wie unvertreten geblieben, weil es noch nicht erfunden war, als die Ausstellungsgegenstände gruppiert und klassifiziert wurden; späterhin aber ließ es sich nicht mehr passend einrangieren, so daß eine besondere Acetylen-Ausstellung, die demnächst in Paris stattfinden soll, nur als ein Anhängsel zur Weltausstellung angesehen werden kann.

Gas aus Elektrizität zu machen; abgelegene Wildbäche zu zwingen, einen Stoff zu fabrizieren, der viele tausend Meilen davon dem Bewohner der Tropen die Nacht zum Tag macht — wahrlich, das war ein neuer Gedanke, geeignet, den erfinderischen Geist des modernen Maschinen-Ingenieurs wieder in Bewegung zu setzen. —

Kleines Revueletton.

ek. Wetter und Charakter. Die außerordentliche Hitze der letzten Tage hat in New York, eine Art Selbstmord-Epidemie hervorgerufen; eine ungewöhnlich große Anzahl von solchen wird jetzt täglich in den Zeitungen gemeldet; am Donnerstag passierten z. B. mehr als 10 Fälle in New York und der nächsten Umgebung. Ein Regierungsbeamter, der diese Thatsachen genauer beobachtet hat, veröffentlicht darüber einige interessante Daten. Er hat gefunden, daß die meisten Selbstmorde merkwürdigerweise an schönen Tagen

stattfinden. Schönes Wetter scheint eine ähnerste Multosigkeit hervorzurufen, während trübes regnerisches Wetter einen besänftigenden Einfluß hat. Der größte Teil der Selbstmörder erschießt sich, danach wird am häufigsten das Leuchtgas, ferner Gift, vorzugsweise Karbolsäure oder Mattengift verwendet. Deutsche und Deutsch-Amerikaner stellen die größte Anzahl Selbstmörder in New York, nach diesen kommen Amerikaner von englischer Abstammung, Russen, zuletzt Desterreicher. Amerikaner selbst sind verhältnismäßig selten darunter. Gerade in Amerika sind die Psychologen durch solche Erscheinungen auf das Problem, welchen Einfluß das Wetter auf das psychische Verhalten der Menschen ausübt, besonders aufmerksam geworden. Neuerdings hat, wie die soeben erschienene „Revue philosophique“ mitteilt, der amerikanische Psychologe Edward Grant Dexter allgemeine Untersuchungen über diese Fragen auf statistischen Grundlagen angestellt. Durch Fragebogen verschaffte er sich die Beobachtungen einer großen Zahl von Schuldirektoren und Leitern von Strafanstalten. Dann zog er die Statistik der Arrete und Selbstmorde in New York zu Rate, prüfte die Fehler in den Rechnungsbüchern der Banken, und daneben immer die meteorologischen Berichte. Dexter denkt daran, seine bisherigen Untersuchungen demnächst noch zu erweitern und zu ergänzen. Er ist zu Resultaten gelangt, die nicht immer die bisher herrschenden Vorstellungen bestätigen. Die Untersuchungen waren kompliziert, weil man, besonders in den Schulen, leicht zu Fehlerquellen kommen konnte und für die Wirkung des Wetters hielt was andere Gründe zugeschrieben war. Nachdem diese Fehlerquellen möglichst exakt ausgegrenzt worden sind, glaubt Dexter mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß die Empfindlichkeit für die atmosphärischen Schwankungen mit zunehmendem Alter wächst, und daß von Kindheit an die Mädchen empfindlicher dagegen sind als die Knaben. Im allgemeinen liegt die günstigste Temperatur zwischen 50 Grad bis 70 Grad F. Größere Kälte ist für geistige Thätigkeit günstiger als größere Hitze. So sind auch die Strafen in der Schule unter 45 Grad F. auf einem Minimum, sie steigen dagegen über 65 Grad F. Wenn man die Regelmäßigkeit des Schulbesuchs als Maßstab nimmt, so sind die Monate Oktober und November, März und April am bevorzugtesten. Der Wind wird gewöhnlich als ungünstig betrachtet. Die Untersuchungen des amerikanischen Psychologen aber haben zu dem überraschenden Resultat geführt, daß der Wind keinen Einfluß übt, und daß psychische Verhalten bei diesem nicht anders ist als an windstillen Tagen. —

Musik.

Die europäische Weltpolitik der Operette läßt ebenso wie die der Staaten kaum mehr irgend eine Kultur in Ruhe. Vom allen Griechenland über das „Großherzogtum Gerolstein“ zur Räuberromantik der Abzuzen, von der Türkei geradenwegs via Indianerland zum Nilado und zum Tschin-Tschin-Tschinämän; so wird auf der Bühne das Unvernünftige, was wir da haben, ebenso zu Atrocitäten fremde Länder benützt, wie es seitens der Politik in der Willkürlichkeit geschieht. Das neueste der Saison ist hier nicht China, sondern das alte Jerusalem. In Ungarn, wenn ich nicht irre, hat sich eine „orientalische Operetten-Gesellschaft“ gebildet, die sich als eine „eigenartige Künstlerchor“ mit großen Budapestser Erfolgen anündigt und ihre Kompositionen orientalischer Opern und Operetten „unter Bezeichnung eines althebräischen Duellmaterials“ entfallen läßt. Woher sie dieses hat, sagt sie nicht; schade — denn wir wußten bisher von althebräischer Musik nichts rechtliches. Am Sonnabend begann die Gesellschaft ihr erstes Debut in Deutschland auf der Bühne des Thalia-Theaters durch die hiesige Erstaufführung der historisch-orientalischen Operette: „Die Tochter Jerusalems“, deren Komponist, Ch. Wolfsthal, selbst einer der Leiter der Gesellschaft ist. Man darf sich nun unter einem solchen Stück ebenso wenig eine Erweckung altertümlichen Lebens vorstellen, wie sonst unter den allermeisten archaisierenden Opern und Operetten. Die Hauptsache ist vielmehr ein, wahrscheinlich gemeinam für Antisemiten und Philosemiten zubereitetes Ragout von richtigem Hochdeutsch, von falschem Hochdeutsch, von Jüdisch-Deutsch und von noch einigen ähnlichen Sprachen, in Dialog schwer, im Gesang fast gar nicht zu verstehen. Inhalt: eine Wechselfolge von Chören, Possenscenen, Solisten-Nummern und wiederum Possenscenen. Daß die Tochter des königlichen Schatzmeisters von Jerusalem sich in einen heidnischen Hirten verliebt und ihn zuletzt mittels eines Scheintodes, dem eine Scene aus „Romeo und Julia“ vorhergeht, wirklich kriegt, thut nichts zur Sache. Das „Altthebräische“ scheint ein Vorwand zu sein, daß die Musik in einformigen Tonfolgen bleiben kann, an denen besonders eine häufige Zusammensetzung aus zwei- und dreiteiligem Takt auffällt, und unter denen die Hauptnummer eine leiermäßige accentverdrehende Mollmelodie mit Tanz: „Ich will nur lieben dich allein“, von der Ouverture an bis zum letzten Finale und noch weit darüber hinaus sich in unser Gehör einträgt. Im übrigen giebt es immerhin einiges, das zu einem Potpourri von Melodien ausreicht; und keineswegs soll vom Besuch des Stückes abgesehen werden, auf daß die heutige Generation dereinst ihren Nachkommen inmitten einer erhofften Blüte der heiteren musikalischen Dramatik erzählen kann, wie weit es anno 1900 mit der Operettenweltpolitik gekommen war. . . .

Die Aufführung wurde, nach dem zweiten Abend zu urteilen, von einem dünnen Unterhaltungspublikum mit obligater Begeisterung aufgenommen. Die Gesellschaft selber steht in den ersten Anfängen des theatralischen Könnens. Nur die zwei Damen

La wig und Me ller spielten wenigstens so gut, daß sie wohl noch einmal zu der Höhe einer künstlerischen Operette aufsteigen können. Gefänglich fiel Herr Silber t auf durch seine weiche, das Piano gut beherrschende Tenor- oder Tenorbaryton-Stimme, die ebenfalls noch einmal besser verwendet werden kann. — sz.

Aus der Pflanzenwelt.

— Der Tulpenbaum. Die Heimat des Tulpenbaumes (Liriodendron tulipifera) ist Nordamerika und Neu-England bis Nordflorida. Er wird dort 80 bis 140 Fuß hoch und hat einen Stamm von 1 1/2 bis 6 Fuß Durchmesser. Er ist ein Baum von ganz eigenartiger Schönheit, der in der Blattform nicht seines gleichen hat. Die dicke breite Krone, die bellartige Felsanbung, die Fülle herrlicher Blüten im Juli und August sind seltene und vorzügliche Eigenschaften. Der Tulpenbaum kommt überall in Deutschland fort, wenn die Lage nicht besonders rau ist. Er macht nur mäßige Bodenanprüche, gleichmäßig feuchter und namentlich mürber Lehmboden sagen ihm sehr zu. Gegen Kälte unempfindlich und sturmfest, wächst er schneller als Eiche und Buche. Während er freistehend schöne mächtige Kronen bildet, geht er im Schluß schlant und gerade empor. In Sophienruh bei Biel steht ein Riese mit einem Stammumfang von nicht weniger als 3 1/2 Meter, während die Höhe bis zur Krone 7 Meter beträgt. Gleichwohl wird der selbstam hitzige Baum viel weniger in Deutschland erzogen, als er nach Schönheit und wegen des wertvollen Holzes verdiente. Tausende von Menschen haben ihn niemals gesehen, oder verwechseln die gänzlich verschiedene Magnolie damit. Namentlich muß man sich wundern, daß von forstwirtschaftlicher Seite so wenig für ihn geschieht und des wertvollen Holzes fast niemals Erwähnung gethan wird. Das leichte, weiße Holz ist in Amerika sehr geschätzt, auch für Möbel sehr beliebt, und in der Politur prachtvoll wegen der grünlich braunen Farbe. Stammen muß man in der That, daß ein so vortrefflicher Baum so selten ist. Der Tulpenbaum kann durch Samen und durch Ableger vermehrt werden. In Deutschland gewachsene Samen sind manchmal nicht keimfähig. Man bezieht daher den Samen, wenn nicht aus dem Vaterlande Nordamerika, am besten aus südlichen Gegenden, auch Sämlinge sehr preiswürdig aus oberitalienischen Baum-schulen. Die Samen werden am besten in Kisten ausgefäcct und die Sämlinge nach Erstarlung und Abhärtung in die Baumschule gepflanzt. Für Ablegervermehrung richtet man Mutter-beete in gutem Boden mit buschigen Exemplaren her, die alljährlich kräftige Schößlinge treiben. Man legt sie im Kreise um den Mutter-stock ab, schneidet sie nach genügender Bewurzelung und verpflanzt sie. Die jungen Exemplare sind gegen strenge Kälte zu schützen, bis das Holz erstarkt ist; dann sind sie ganz winterhart. Man lege die Tulpenbäume stets jung an den Platz und zwar im Frühjahr, kurz vor Entwicklung des jungen Triebs, da alsdann der Baum sofort freudig fortwächst. Weil die Wurzeln fleischig sind, tritt bei größeren Exemplaren leicht Wurzelfäulnis ein, am meisten bei der Herbstpflanzung. Zur Vermeidung umgiebt man die Wurzeln mit Sand. Ältere Bäume vertragen das Abwerfen der Aeste gut, können auf die Wurzel gesetzt werden und bilden dann in einem Sommer mächtige Triebe.

Man schneide dünne Aeste, um einen Stamm zu bilden, im März ab und verstreiche die glattgeschuittenen Wunden mit Baum-wachs. Die abweichenden in Kultur gewonnenen Formen des Tulpenbaums werden am besten im Frühjahr im Vermehrungshause auf kräftige, bleistillstarke Sämlinge veredelt und nach Abhärtung in die Baumschule ausgepflanzt. Schöne durch Veredelung gewonnene Formen sind varietas aurea mit goldgelben Blüten, flore luteo mit hellgelben Blüten, flore rubro mit mehr roten Blüten, leucantha mit weißen Blumen und fol. aureomarginatis mit gold-gerandeten Blättern. — (Aölnische Volkszeitung.)

Technisches.

— Ueber die Veredelung des Wasserdampfes durch Ueberhizen sprach, wie der „Prometheus“ der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ entnimmt, A. Hering im Fränkisch-Oberpfälzischen Bezirksverein deutscher Ingenieure. Der unter normalen Verhältnissen erzeugte Dampf befindet sich im Zustande der Sättigung, also so im Gleichgewichte, daß ihm bei gleichbleibender Spannung keine Wärme entzogen werden kann, ohne daß ein Teil in den tropfbar flüssigen Zustand übergeht. Daher hat selbst in den günstigsten Fällen der in gewöhnlichen Dampfesseln erzeugte Dampf einen, wenn auch geringen Feuchtigkeitsgehalt. Zum Abscheiden des von diesem Rohdampf mitgerissenen Wassers und seines eigenen Condensationswassers hat man auf dem Wege zur Verwendungsstelle oder kurz davor Condensations-apparate eingeschaltet. Diese Einrichtungen werden aber von dem Teile des Wassers, der sich in fein zerstäubtem Zustande im Dampf befindet, durchströmt. Zudem kommt nicht nur das aus dem Kessel mitgerissene und in der Rohrleitung niedergeschlagene Wasser in Betracht, sondern auch das sich im Dampfschleuder bildende. Im Cylinder schlägt sich das Wasser teils während des Dampfentrittes, teils während der Expansion des Dampfes nieder. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes hat man die Mehrfachexpansionsmaschinen und das Dampfhemd eingeführt, ohne einen vollen Erfolg erzielen zu können. Seit ungefähr acht Jahren hat man dann mit der Veredelung des Rohdampfes in Ueberhizern begonnen, die teils mit

unmittelbarer, d. h. besonderer, teils mit mittelbarer, in den Gang der Kesselfeueorgane eingebauter Heizung versehen sind. Die unmittelbare Heizung läßt sich bequem in der Nähe der Verwendungsstelle des Dampfes aufstellen, ist aber öfter reparaturbedürftig und weniger wirtschaftlich, empfiehlt sich deshalb nur für lange Dampfrohr- Leitungen, während sonst die mittelbare Heizung, bei der die Ueberhizer in die Kesseltüge selbst eingebaut werden, vorzuziehen ist. Selbstverständlich darf die Leistungsfähigkeit der Kessel nicht darunter leiden. In den Ueberhizern muß eine Temperatur von 300 Grad C. und mehr bequem erzeugt und sicher reguliert werden können. Die Vorteile des überhizten Dampfes bestehen darin, daß er kein mitgerissenes Kesselswasser enthält, daß seine hohe Temperatur ein Niederschlagen von Wasser in der Leitung und im Arbeitsschleuder verhindert, dem seine überhizte Temperatur kann auch den unvermeidlichen Wärmeverlust auf dem Wege durch Ablästung an den Cylinderränden und bei der Expansion hinter dem Kolben erleiden, ohne unter den Sättigungspunkt des Rohdampfes herabzusinken oder ihn zu erreichen. Am Dampf wird durch bessere Verwertung bis zu 20 Proz. gespart. Deshalb kann bei Veredelung des Dampfes durch Ueberhizer die Zahl der Kessel im Verhältnis von 4:5 vermindert werden, wodurch eine Ersparnis an Brennmaterial möglich wird. Die Wärme der Heizgase wird durch den zwischen Kessel und Schornstein eingebauten Ueberhizer besser ausgenutzt. Außerdem kann bei den mit überhitztem Dampf gespeisten Hochdruckschleudern der Dampf-mantel entbehrt werden, was eine Verbilligung der Dampfmaschine zur Folge hat. —

Humoristisches.

— Vor der Einschiffung nach China. Presse: „Na, ihr bayrischen Dicköpfe, habt ihr noch 'ne Ahnung, welche großen nationalen Aufgaben wir in Ostasien zu lösen haben?“ — Bayer: „Ja wohl, raffa derf ma, un wer'n uet a'iraft.“

— Nach der Verhandlung. (Wänerin zum Bauer.) „Dös Schwör'n hab' i dia; da steht all weil mit oan Ha'n im Judt-haus.“ —

— Nach Verdienst. Erzieher (zum kleinen Prinzen, der die Schwäne füttert): „Hochzeit, geben Sie doch das andre Brot dieser armen alten Frau, die hat auch Hunger.“ — Prinz: „Aeisch, — die kann's aber nich mit 'n Maul auffangen.“ — („Eimpl.“)

Notizen.

— Björnsterne Björnson hat an die Redaktion der „Kant. Ztg.“ folgendes Schreiben gerichtet: „Hochgeehrte Redaktion! Wieder sehe ich in Ihrem Blatt einen neuen Beweis für den Un dank der Deutschen gegen ihren großen Dichter, den eigentüm- lichsten von allen, Heinrich Heine. Außerhalb Deutschlands giebt es kaum einen literarisch gebildeten Mann oder eine solche Frau, die nicht über die Blindheit empört sind, mit der man den großen Mann aus seinen wenig glücklichen Verhältnissen, aus seiner Zeit und ihrer Dentart hinausgerückt, um ihn dann zu verurteilen und zu verdammen. Ich will nicht die verschiedenen Auflege-punkte durchgehen, aber einer ist darunter, den ich, soweit ich sah, nicht genug widerlegt gefunden habe. Es ist der Vorwurf gegen Heine, daß er sein Vaterland „verhöhnt“ habe. Kann jemand sagen, welcher bedeutenden Anteil gerade die Indignation eines großen Geistes über das damalige Deutschland an dessen schließlichem Wieder- aufbau gehabt hat? Björnsterne Björnson. — Nach einem alten Sprichwort hat der Prophet noch niemals etwas in seinem Vater- lande gegolten. —

— Ein Schiller-Theater-Berein hat sich nun auch in Kiel gebildet, um dort ein Kunstinstitut nach dem Vorbilde des Berliner Schiller-Theaters ins Leben zu rufen. —

— Die Aufführung des Einakters in Berlin „Eufanna im Bade“ von Hugo Salus durch die Berliner Seccessionsbühne, ist in Wien von der Censur verboten worden. —

— Ein Preisausschreiben für einen Plakat-entwurf hat das Komitee der „Internationalen Ausstellung für Feuerlöschung und Feuerrettungswesen Berlin 1901“ erlassen. —

— Ein Schiffsarzt in Antwerpen soll ein Heilserum gegen die Tuberkulose entdeckt und damit bereits mehrere Lungenschwindsüchtige geheilt haben. Der Erfinder, Dr. Frehise, wird seine Versuche im Posteutschen Institut in Paris fortsetzen. —

t. Ein großer Sonnenfleck ist am 17. Juni von dem Astronomen Moreng bei Paris beobachtet und ausgemessen worden. Nach einer darauf bezüglichen Abhandlung, die der Pariser Akademie der Wissenschaften überreicht wurde, muß der Sonnenfleck einen Durchmesser von 36 000 Kilometer besessen haben, also etwa das Zweieinhalbfache des Erddurchmessers. Moreng schreibt die Ent- stehung dieses Vorgangs auf der Sonne einer Ueberhizung der be- treffenden Sonnengegend zu. —